

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Nauck, Wiesbaden

Verkauf aller Artikel verboten

Nummer 30

Sonntag, den 24. Juni 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 24. Juni: Vierter Sonntag nach Pfingsten; Johannes der Täufer; Montag, 25. Juni: Wilhelm Albelbert; Dienstag, 26. Juni: Johannes und Paul; Mittwoch, 27. Juni: Erntedankfest; Donnerstag, 28. Juni: Leo II.; Freitag, 29. Juni: Petrus und Paulus; Samstag, 30. Juni: Pauli Gedächtnis.



Vierter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas, 5, 1—11.

In jener Zeit, als das Volk Jesum drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genezareth stand, sah er zwei Schiffe am See stehen; die Fischer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werf eure Netze zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Genossen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Und sie kamen und füllten beide Schiffelein, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen! Und sie führten ihre Schiffe ans Land, verließen alles und folgten ihm nach.

*

Papst Georg der Große — ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung.

Es war eine wilde, barbarische Zeit, als Gregor den Stuhl des Bischofs von Rom bestieg (590 bis 604). Stürme von innen und außen hatten die Kirche bis auf ihre Grundmauern aufgewühlt und das Schifflein Petri in ernste Gefahren gebracht. Das alte klassische Römertum, das der Zeit des Ambrosius und Augustinus noch Glanz und Eleganz verlieh, war längst untergegangen. Die Völkerverwanderung hatte der alten Bildung fast ganz das Grab gegraben. Der ewige Wechsel im Besitz Italiens mit seinen Plünderungen und Brandschakungen ließ ein geordnetes Staatswesen gar nicht aufkommen. Daß darunter auch die Kirche leiden mußte, ist einleuchtend. Wie aber Gott seine Freunde — und wer liegt ihm mehr am Herzen als seine Stiftung, die katholische Kirche — in Not geraten läßt, so weiß er auch immer Mittel und Wege zu finden, um sie aus der schlimmen Lage zu befreien. Stets entstehen im rechten Augenblick die rechten Männer, die wie einst die Richter in Israel, mit mutiger starker Hand eingreifen und die Pläne der Vorsehung verwirklichen.

1. Gregors Wiege stand in Rom. Die Familie entstammte dem altrömischen Geschlechte der Anicii, die in den Glanzzeiten des römischen Staates

manchen berühmten Mann gestellt hatte. Entsprechend der Stellung und dem Reichtum der Familie erhielt Gregor eine gebiegene wissenschaftliche Erziehung. Daß auch christlicher Sinn bei den Eltern zuhause war, erhellt daraus, daß der Vater noch in höherem Alter die höheren Weihen empfing und die Mutter nach dem Tode ihres Mannes in ein Kloster eintrat. Gregor widmete sich, den Traditionen der Familie folgend, der Staatslaufbahn und stieg bis zum Prätor der Stadt Rom, welches Amt er in schwieriger Zeit trenn verwaltete. Unbefriedigt jedoch von Ehre und Glanz wurde er Benediktinermönch und baute mit seinem ererbten Vermögen in Sizilien sechs Klöster, und wandelte seinen Palast auf dem Mons Caelius ebenfalls in ein Kloster um. In dieses trat er selber ein und führte dort, nachdem er sein noch übriges Vermögen den Armen gegeben hatte und so selbst arm geworden war, ein überaus abgetötes Leben. Die Zeit, die er in der Einsamkeit des Klosters verbracht hatte, galt nach seinem eigenen Ausdruck als die schönste und glücklichste seines Lebens.

Als er 37 Jahre zählte, machte ihn Papst Pelagius II. zum Kardinal und sandte ihn im nächsten Jahre nach Konstantinopel als Nuntius, um dort die seit einiger Zeit getrübbten Verhältnisse zwischen Rom und dem oströmischen Hofe wiederherzustellen. Sieben Jahre weilte er in der Stadt am Bosporus und hatte reichlich Gelegenheit, die griechischen Verhältnisse kennen zu lernen, die ihm später bei dem Widerstand gegen die Annahme des Jejunator, Bischof von Konstantinopel, so nützlich und wertvoll waren. Bei allen Zwistigkeiten zwischen Rom und Konstantinopel mußten sich die römischen Vertreter von den Griechen stets sagen lassen, Rom kenne die griechischen Verhältnisse zu wenig und lege den römischen Maßstab an bei Beurteilung von Land und Leuten des Ostens. Tatsache war, daß die Kluft zwischen Rom und Byzanz sich immer mehr erweiterte und schließlich zur völligen Trennung führte. Aber jetzt, zur Zeit der schweren bedrängten Lage der Kirche im Westen, durfte der Riß noch nicht kommen, und gerade dem festen bestimmten Auftreten Gregors, der den Osten aus eigener Anschauung kannte, ist es zuzuschreiben, daß die Zusammengehörigkeit zwischen Osten und Westen wenigstens äußerlich noch gewahrt wurde und dem Papste Zeit ließ, die römische Kirche so zu festigen, daß der Sturm von Osten nicht allzu gefährlich wurde.

2. Nach Rom zurückgerufen, trat Gregor wieder in sein Kloster auf dem Caelius ein, zu dessen Abt er gewählt wurde. Als Papst Pelagius an der Pest starb, wurde Gregor auf Verlangen des Klerus und des Volkes sein Nachfolger. Zwar suchte er sich der Wahl zu entziehen und floh aus der Stadt. Aber das Volk fand ihn und führte ihn im Triumphe in die Stadt zurück. Mit betrübter Seele, aber entschiedenem Willen ergriff Gregor das Steuer der Kirche. Er brachte die besten Eigenschaften für sein Amt mit. Die damals übliche Wissenschaft war sein geistiges Eigentum. Im Kloster war diese Wissenschaft vertieft und verebelt worden. Er hatte die Rechtsstudien gemacht und das höchste Amt, das eines Stadtpräfekten von Rom bekleidet. Zudem fiel seine Tätigkeit als Zivilbeamter gerade in die schwierige Zeit der Longobardeneinfälle. Sein amtlicher Verkehr mit dem Hofe in Konstantinopel gab ihm Gelegenheit, die Lage der Kirche im Osten wie im Westen genau kennen zu lernen. Es fehlten ihm auch nicht die Tugenden eines großen Papstes. Er war wie zum Herrscher geboren. Zwar stellte sein Äußeres nicht viel

vor, da er klein und gebrechlich war. Als Papst war er fünf Jahre lang krank und regierte vom Bette aus die ganze Kirche und entwickelte eine staunenswerte Tätigkeit. Aber in diesem gebrechlichen Körper wohnte eine starke Seele. In ihm vereinigte sich die in seiner Familie ererbte altrömische Fähigkeit und Unbeugsamkeit mit der durch das Christentum erworbenen Milde und Güte zu einer wunderbaren Einheit, die Großes zustande brachte. Groß war seine Willensstärke. Seine Pläne und Grundzüge verfolgte er mit unbeugsamer Konsequenz. Dabei blieb er gegen Reue milde, gegen Schwache und Arme herablassend. Er bekümmerte sich noch als Papst um die Lage der Landleute und ihre kleinen Anliegen, und nach dem Tode seines Vaters verschenkte er einen großen Teil seines Vermögens an die Armen.

Nach als Papst übte er das Predigtamt in eigener Person aus, und er bedauerte, der vielen Amtsgeschäfte wegen dies nicht öfter tun zu können. Da er nicht selber nach seinem Wunsche die Kanzel besteigen konnte, so ließ er die von ihm verfaßten Predigten vorlesen. Das führt uns auf die schriftstellerische Tätigkeit des großen Papstes. Sie diente durchaus praktischen Zwecken, also den Nöten der Zeit und ihrer Abhilfe. Gregor lebte in einer Zeit großen geistigen Niederganges, der aller Lebensmut und alle schöpferische Kraft entswunden und in der daher auch der Glaube an das bevorstehende Weltende allgemein war. Aber wie kein anderer kannte er die Schwächen und Bedürfnisse des menschlichen Herzens und wies auf die richtigen und übernatürlichen Heilmittel hin. Kein Kirchenvater ist im Mittelalter soviel benutzt und gelesen worden wie er. Noch heute enthält das Brevier, also das Gebetbuch der Priester, eine ganze Reihe von Gregors Predigten. Das bereicherte Denkmal der alles umspannenden Dichtersorgfalt und staatsmännischen Gewandtheit dieses Papstes ist seine Brief- oder Urkunden-sammlung. Sie ist leider nicht mehr vollständig, enthält aber immer noch 848 Schriftstücke, die nach den Jahren seines Pontifikates in 14 Bücher verteilt sind. Zu seiner Tätigkeit mit der Feder sind auch seine Hymnendichtungen zu rechnen, die sich durch Einfachheit und Erhabenheit der Gedanken vortrefflich auszeichnen und teilweise in die kirchliche Liturgie Aufnahme gefunden haben. Gregor hat auch die hl. Messe reformiert, nämlich den Kanon (den Teil vom Sanctus bis zur Kommunion) in seine jetzige Form gebracht und ein neues Messbuch geschaffen. Ebenso gehörten hierher seine Bemühungen um den kirchlichen Gesang. Diese Bemühungen waren so grundlegend, daß der kirchliche Gesang von ihm seinen Namen trägt: Gregorianischer Choral. Der Choral ist von ihm nicht neu geschaffen worden, sondern die aus Elementen der hebräischen und griechischen Musik bestehenden Gesänge, die bis dahin bei der kirchlichen Liturgie gehandhabt wurden, hat er zu einem einheitlichen Ganzen gesammelt und sie für die Abhaltung des Gottesdienstes vorgeschrieben. Zur Durchführung seiner Reform errichtete er eine eigne Sängerschule zu Rom, in der er selber den Unterricht gab. Aus dieser Schule sind dann die Lehrer des Chorals hervorgegangen, die von Rom aus ihren Weg in die Christengemeinden nahmen und daß in Rom Gelernte überall verbreiteten.

Das Reformwerk führte er weiter am Klerus. Was immer an Luxus in der päpstlichen Wohnung sich vorfand, wurde entfernt mit samt den Geistlichen, die davon nicht lassen wollten. Er selbst hielt strenge Aufsicht über seine Untergebenen.

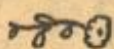
Mit großer Fürsorge nahm er sich der durch die fremden Völker gänzlich verarmten Bevölkerung Roms und der Umgebung an. Zur Zeit der Hungersnot ließ er aus den päpstlichen Besitzungen in Sizilien Korn kommen und austheilen. Täglich wanderten ganze Wagen voll Speise aus seiner Küche in die Häuser und Hütten der Armen. Am ersten des Monats war immer Austeilung von Lebensmitteln. Viermal des Jahres wurde auch bares Geld ausgeteilt. Waisenhäuser, Krankenhäuser, Armenhäuser standen unter seiner Anregung und Leitung. Ganz modern klingt, daß er das schönste Beispiel einer rationellen Bewirtschaftung seiner Güter gab. Seine Besitzungen in Sizilien, Gallien, Afrika, Dalmatien waren landwirtschaftliche Musteranstalten. Sie umfaßten ganze Dörfer mit großen Herden und herrlichen Landgütern. Er kümmerte sich um die kleinsten Dinge, die den Landbau betrafen. Kein Wunder, daß auf diese Weise das Ansehen und der Einfluß des obersten Hirtenamtes der Kirche beim Volke gewaltig stieg und dieses den Papst als den eigentlichen Landesvater betrachtete. Auch das Vermögen der Kirche mußte nötigenfalls zur Vinderung von Pest, Hungersnot und Krieg herhalten. Gregors Einfluß auf die politischen und sozialen Verhältnisse Italiens legte den Grund zum späteren Kirchenstaate.

3. Groß waren die Verdienste dieses allseitigen Papstes um die Missionierung der wilden germanischen Stämme nach dem Sturme der Völkerwanderung. Zur Zeit der Regierung Gregors waren die Langobarden die Herren Italiens. Gregor wirkte durch freundschaftlichen Verkehr mit den langobardischen Königen und durch schonende Behandlung des Volkes es dahin zu bringen, daß die Langobarden nicht nur mit Rom Frieden schlossen, sondern sich auch zum Christentum bekehrten. Auf ähnliche Weise wurde in Spanien, wo die Westgoten ein Reich begründet hatten, dieses Volk dem katholischen Christentum zugeführt. Ganz besondere Verdienste hatte Gregor um die Missionierung Englands. Nach England in die Mission zu gehen, war seiner Jugend sehnlichster Wunsch. Selbst er in Rom auf dem Sklavenmarke eine Anzahl Jünglinge gesehen hatte, die aus England stammten und zum Verfaule feilgeboten wurden, konnte er die Gestalten mit der weißen Gesichtsfarbe, den blauen Augen und dem blonden Haar nicht vergessen. Er kaufte die Sklaven und ließ sie zu Missionaren für die Heimat heranbilden. Papst geworden, nahm sich Gregor Englands erneut an. Die Christianisierung der nordischen Insel ist zum größten Teil sein Werk.

So umspannte Gregors Tätigkeit so zu sagen ganz Europa. Nach einem tatenerreichen Pontifikate von nur vierzehn Jahren starb er am 12. März 604 im Alter von 64 Jahren.

4. Für uns Deutsche interessiert ungemein seine Aeußerung, daß die Zukunft der Kirche in den Händen der germanischen Nation liege. Man bedenke, er, der reiche, in den Traditionen des römischen Staates und dessen berühmte Vergangenheit aufgewachsene Römer, stehend an der Schwelle einer ganz und gar neuen, gewalttätigen Zeit, nimmt Abschied von seiner Heimat, seinem Vaterland und dessen Ruhm und zieht Glück und Zukunft bei einem nordischen wilden aber noch unverdorbenen, kraftstrotzenden Volkstamm. Gemahnt uns diese Tatsache nicht lebhaft an unsere Zeit! Auch vom verstorbenen Papst liegt eine ähnliche Aeußerung vor: Germania vocet, Deutschland ist Lehrmeisterin, sagte der vom Papst geschickte Gesandte auf dem eucharistischen Kongreß zu Köln, und drückte damit die Meinung des Oberhauptes der Kirche aus. Auf Deutschland ruht die Hoffnung der Kirche. Hier liegen die Wurzeln der Weiterentwicklung, die nach den offenbaren Plänen der Vorsehung leuchtend anheben soll. Was für ein großer heiliger ehrenvoller Beruf wartet doch unser! Aber seien wir nicht in dem verhängnisvollen Irrtum verfangen, die Weiterentwicklung liege bei den Großen und Mächtigen in Staat und Kirche. Nein, jeder deutsche Katholik insbesondere ist zu diesem Werke berufen. Kleinarbeit heißt das Wort und der Beruf, der uns alle befehlen muß. Kleinarbeit erst bei sich, beim eigenen Charakter, dann Kleinarbeit in der Familie.

Kleinarbeit in der Gemeinde und dann weiter hinaus bis zum Reichstag, der die großen Gesetze macht, die die Welt erneuern sollen. Nur dann können solche Gesetze wirken und schaffen, wenn ihnen der einzelne Bürger, ein jeder in seinem Kreise durch intensive Kleinarbeit eine gute Aufnahme vorbereitet hat.



Der hl. Bernard von Menthone — der Apostel des schneeigen Hochgebirges

27. Juni.

Nicht draußen bleiben durfte der Fremdling; meine Türe stand dem Waller offen!
(Job 31, 32.)

Wohl jeder kennt das berühmte Fremdenhaus auf den eisigen Höhen des großen St. Bernard; aber wenige kennen den Heiligen, der diese Stätte christlicher Barmherzigkeit gegründet und so dem Berg den Namen gab — den hl. Bernard von Menthone.

996 wurde dem Ritter von Menthone auf seinem Schlosse bei Annecy in Savoyen ein Sohn geboren, der schon früh die Berufung zu Besonderen verriet. Seine Geistesgaben entfalteten sich so schnell, daß er schon mit drei Jahren lesen konnte. Nicht viel später diente der kleine Bernard dem Priester zur hl. Messe mit einer solchen Andacht und Aufmerksamkeit, daß alle Anwesenden davon ergriffen wurden. Und schon damals war es seine größte Freude mit den Priestern die kirchlichen Tagzeiten zu beten und zu singen. In einem Alter, wo andere Knaben nur Spiel und Tand im Kopfe haben, übte der kleine Rittersohn schon Werke strenger Buße.

Nachdem er in der Heimat die Anjungsgründe der Wissenschaft gelegt, wurde er zur Vollenbung seiner Studien nach Paris gesandt. Er studierte Rechtswissenschaft und Philosophie. An dem wilden Treiben der Mitstudenten nahm er keinen Anteil; sein ganzes Streben ging dahin, nicht nur den Geist, sondern auch das Herz zu bilden.

Da der Vater hörte, daß sein Sohn sich dem geistlichen Stande widmen wollte, rief er ihn heim und verlangte, daß er der schönen, frommen und reichen Gräfin Margaretha von Molans die Hand zur Ehe reiche. Der Vater stellte dies Verlangen mit aller Entschiedenheit. Der Sohn widerstrebte in aller Ehrfurcht; er habe erkannt, daß der Priesterstand sein Beruf sei und deshalb schon in Paris das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Als der Vater aber nichtsdestoweniger die Vorbereitungen zur Hochzeit einstellte, entfloß Bernard kurz vor dem bestimmten Vermählungstage. Er eilte nach Aosta zu seinem Freunde, dem Erzbischof Petrus, bereitete sich bei diesem mit gewissenhafter Sorgfalt auf die Priesterweihe vor, die er auch in Aosta empfing.

Als der väterliche Freund gestorben war, ernannte ihn der Oberhirte zum Nachfolger im Erzbischofate (Generalvikariate). Mit brennendem Seelenfeuer verwaltete der Heilige sein Amt. Bei dieser Gelegenheit mußte er oft in die schneeigen, unwirtschaftlichen Alpen hinaus. So lernte er die Mühen der Pilger kennen, die aus Deutschland und Frankreich nach Rom wallfahrten. Gerade in Aosta mündete der mühsame Weg, der von Martinach-Kanton Wallis über die Alpenhöhen führte. Die Höhe dieses Überganges hieß Jupiterberg. Sarazenen und Maharen hatten ihn einst unsicher gemacht; aber auch als diese längst vertrieben waren, barg der Übergang noch genug der Gefahren. Es war deshalb ein Gedanke, den nur die christliche Caritas eingeben konnte, dort auf den unwirtlichen Höhen ein Heim zu errichten, das Ordensbrüdern Wohnung bietet für ein einzig dastehendes Liebeswerk, nämlich den Pilgern Wegweiser und Hausvater zu sein. Hausvater, in dem sie ihnen unentgeltlich, mit liebevollem Herzen und freundschaftlichem Blick Gastfreundschaft gewährten — Religion und Nation gaben keinen Ausschlag! — Führer und Wegweiser, indem sie ihnen oft durch Nebel und Schnee die Wege zur Herberge und dann zur Weiterfahrt zeigten. Doch die Ordensbrüder sollten auch der eigenen Heiligung leben. In allem war ihnen der Stifter das hinreichendste Beispiel.

Die opferwilligen Ordensleute konnten natürlich ihrer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn sie nicht von den Gläubigen reiche Unterstützung fanden; denn auf den eisigen Höhen wuchs kaum ein Gräslein, und ihren Liebesdienst erweisen sie ja ohne Gegenleistung. Doch des Heiligen Ruf drang bald hinein in die gesegneten Täler und schuf ihm reiche Unterstützung.

Dieser Ruf drang auch in das Schloß von Menthone, wo seit Bernards Flucht stille Trauer herrschte. Die schon betagten Eltern beschloßen, auf die Höhe einmal hinaufzusteigen und ihr besümmertes Herz vor dem hl. Stifter des Hospizes auszusüßten. Der Tauspate des Sohnes, der Graf von Beaufort, begleitete sie. Kaum hatten sie das Hospiz betreten, da erzählten sie schon dem ehrwürdigen Vorsteher ihr Mißgeschick mit dem Sohn Bernard, der die Eltern und den Vater gleich erkannt hatte. Er tröstete sie durch innige Teilnahme, er sprach ihnen von den weisen Führungen des Allerhöchsten, der schließlich alles im Menschenleben zu einem guten Beschlusse führt. Nachdem er so Vater und Mutter vorbereitet, gab er sich ihnen zu erkennen. Voll dankbaren Jubels gegen Gott, der ihr Kind zu so Herrlichem berufen, schlossen sie es in ihre Arme — es war ein heiliges Wiedersehen. Das zeigte sich auch in dem hochherzigen Entschlusse, den die überglücklichen Eltern faßten; fast alle ihre Schätze und Güter schenkten sie den beiden Hospizen ihres Sohnes, damit sie für alle Zukunft gesicherten Bestand hätten. Auch der Graf von Beaufort bedachte sein wiedergefundenes Patenkind mit ansehnlichen Schenkungen.

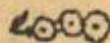
Dann erzählte der Graf von Menthone, wie die Eltern der Braut erzürnt gewesen seien, wie aber die Braut selbst Frieden gestiftet und dann Klosterfrau geworden sei. Bernard schrieb ihr einen Brief, beglückwünschte sie und sandte ihr seinen reichsten Priestersegen.

Der Heilige sah nun seine Stiftung in materieller Hinsicht gesichert. Sein ganzes Bestreben ging nun dahin, auch den Segen des Apostolischen Stuhles dafür zu erhalten; Papst Gregor V. bestätigte das fromme Werk und auch die Päpste der nächsten Jahrhunderte spendeten den Hospizen immer neue Mittel und Rechte.

Als der Heilige wegen eines Friedenswerkes, der Versöhnung zweier mächtiger Herrn, in Novara weilte, erkrankte er gleich nach Erreichung seines Zieles und starb am 15. Juni 1081. Erst 600 Jahre später sprach ihn Papst Innocenz XI. heilig.

Die Stiftung des hl. Bernard von Menthone hat alle Stürme der Zeit überdauert. Und noch heute üben die Mönche vom großen und kleinen St. Bernard — die Berge haben vom Heiligen ihren Namen — das Werk, das ihnen ihr Stifter angetrauen, in derselben Selbstlosigkeit, wie ihn Vater und Führer es getan. Und sie haben nicht unzählige Menschen gespeist und beherbergt; sie haben mit Hilfe der klugen Bernardinerhunde vielen, die in Nacht und Nebel sich verirrt, das Leben gerettet. Aber die Mönche haben auch in ihrer absichtlichen Freundschaft manches gute Samenkorn in Menschenseelen geworfen — sie haben manchem Ungläubigen eine Predigt von echt christlicher Liebe gehalten — nicht in Worten, sondern in entsagungsvoller Tat. Wenn die Werke der lieblichen Barmherzigkeit so gespendet werden, erquickt sie Seele und Leib — und nicht zum wenigsten die Seele des Spenders selbst!

O, auch die schönen freien Regungen
Der Gastlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen. (Schiller.)
R. D. B. D. R. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Von den Geboten Gottes.

Zur Einleitung:

Ich gehe am Abhange eines Berges hinauf.
Ein enger, aber gut passierbarer Weg ist dem
Berge selbst abgerungen. Links habe ich die moos-
überwucherte Bergwand; rechts eine feste Wehr,
die den Abstieg hindert, aber so niedrig gehalten
ist, daß der Wind frei und ungehindert in ein

herrliches Tal, in eine wunderbare Landschaft schweifen kann. Sorglos gehe ich mit ein paar Freunden die steile Bahn. Gerade wo der Abgrund am tiefsten liegt, treffen wir einen Wanderer, dessen erregte Worte uns schon von weiten ausbreiten lassen. Als wir näher kommen, verstehen wir ihn und hören zu unserem größten Erstaunen, wie der Mann über die Brustwehr, „das blödsinnige Gemäuer“ in einmüßiger seiner Erregung Ausdruck gibt. Wir schütteln den Kopf — der Unwille des Mannes steigert sich, er beschimpft nicht nur das unschuldige Geländer, er beschimpft auch den guten Mann, der es in menschenfreundlicher Sorge angebracht.

Du hältst das nicht für möglich, lieber Leser, verehrte Leserin! Du sagst freudig heraus: „Der Kerl ist nicht ganz gesund!“

Nun, mein Verehrter, ich will dir ehrlich bekennen, daß die Geschichte so nicht passiert ist — und doch tausendmal schon geschehen.

Tausende, nein, Millionen von Menschen haben schon über die Wehr, das Geländer geschmäht, das der Schöpfer des Weltalls bei der Höhenwanderung des Lebens angebracht, damit das arme Menschlein beim Wandern zum hochragenden himmlischen Jerusalem, beim Hinaufsteigen zur ewigen Heimat nicht astruzt. Tausende und Millionen Menschen haben schon die Gebote Gottes, die einst auf dem flammenden Sinai gegeben wurden verstoßen — gesucht über eine heilige, herrliche Schutzwehr!

Du siehst also, daß mein Geschichtchen zu Anfang dieser Zeilen nicht eitel Dichtung ist, und wenn du selbst auch noch nicht so „narrisch“ gewesen bist.

Und bevor ich dir die zehn Gebote Gottes erkläre — du brauchst keine Angst zu haben, daß ich dir nun eine „Christenlehre“ halte, die du nicht mehr nötig hast! — will ich dir einmal zeigen, wie eine heilige Wehr, ein notwendiges „Geländer“ diese Donnerworte von Sinai sind!

Freiheit ist der Preis des Branges, Wie man eine Rebe bindet, Daß sie, statt im Staub zu kriechen, Groß sich in die Lüfte windet.“

Mit diesem bekannten Worte Webers wird jedem Gebote, jedem Gesetze nicht nur die Berechtigung, sondern auch seine Nützlichkeit, sein Segen zuerkannt; die Rebe ohne Stütze und Band verkommt nicht nur in Schutt und Schutt, ohne diese wird die Edelrebe nie die süße, appetitliche Traube tragen. An der Stütze, die allerdings die Rebe nicht schrankenlos die Zweige treiben läßt, bekommt selbst die unscheinbare Ranke eine gewisse Schönheit.

Denk dir, lieber Leser, einmal die zehn Gebote Gottes beseitigt: das Menschenleben würde eine stete Wiederholung häßlicher Greuel. Wir alle kennen ja die „Schattenseiten“ des Heidentums. Die grausame, sittenlose Häßlichkeit ihres Opferdienstes. Wir wissen, wie ihnen die Schranken fehlten, die ums Familienleben, ums Eigentum, um die Treue eine schlichte aber unverwundliche Schönheit legen. Wer wer diese Schönheit, die ja schließlich aus der Beschränkung erwächst, nicht gelten lassen will, der muß doch den Nutzen anerkennen, den sie schaffen. Schön führt der hl. Augustinus in einem Bilde aus, wie die Gebote Gottes zu einer blinkenden, schneidigen Waffe werden, die uns gegen innere und äußere Feinde schützt. Er schreibt: „Auf jener Höhe des Sinai wurden uns scharfe Pfeile in die Hand gegeben, um jene Völker alle zu töten, die uns gleich reichenden Tieren anfallen. Nimm die erste Waffe zur Hand, d. h. das erste Gebot, und es stirbt der Aberglaube und der Götzendienst! Nimm den zweiten Pfeil oder das zweite Gebot, und es fällt der Meißel und jegliche Väterung! Handhabe den dritten Pfeil oder das dritte Gebot, und es löst sich die gottvergessene Herstreue, die aus der ununterbrochenen Geschäftigkeit des rein irdischen Lebens erwächst. Wende die vierte Waffe an, das vierte Gebot, und sie wird von Undank, Lieblosigkeit und widerspenstigem Sinn dich retten! Ja, sie würde in ihrem allseitigen Verständnis jeder Unordnung im Völker- und Familienleben vorbeugen. Und so verhält es sich weiterhin mit der einfachen und nachvollziehbaren Durchführung der übrigen Gebote. Das fünfte Gebot ist ein mächtiger Pfeil, der jedes Ungeheuer von Haß und Grausamkeit und eigenmächtiger

Nachsucht vernichten soll; das sechste ist die Waffe gegen alle Unordnungen und Zerrüttungen in der Menschenwelt, die das freigelassene Naturleben auf dem Gipfel seiner ihm eigentümlichen Bestrebungen und im strengsten Widerspruch gegen den Geist hervorzubringen pflegt. Das siebente Gebot ist die Waffe, die jeder ungerechten Dabsucht die Spitze bietet; das achte ist ein blühendes Schwert zum Kampfe gegen lieblose Falschheit und Lüge; das neunte und zehnte Gebot sind mächtige Schutzwaffen die nicht mehr gegen Wort und Tat, sondern gegen jede niedrige, unautere, ungerechte Gefinnung und Begierbe im Innern des Gemütes sich richten sollen, um jedem sittlichen Uebel in seiner Wurzel zu widerstehen.“ (Nach Reith's „Reisige Berge“).

Es braucht nur ein jeder von uns nur einmal die Möglichkeit zu erwägen, daß die göttlichen Gebote nicht bestünden. Für jeden von uns erwachse daraus ein unermesslicher Schaden! Jeder von uns würde auf irgendeinem Gebiete vogelfrei. Sein Leben, seine Ehre, sein Hab und Gut wären schutzlos jedem Stärkeren und Gewissenslosen preisgegeben. Deshalb sind ja die Gebote Gottes nichts anderes als das, wonach die edle, unverdorrene Menschennatur verlangt. Deshalb haben ja auch die weisen Gesetzgeber im Heidentum ähnliche Forderungen gestellt. Ich sage mit Absicht ähnliche Forderungen; denn ihre volle und reine Ausgestaltung erhielten die Forderungen der edlen Menschennatur erst durch die Offenbarung Gottes auf Sinai.

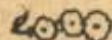
So ist es auch nicht zu verwundern, daß alle edel veranlagten Menschen, alle Christen, die ihre Triebe in der Gewalt haben, ohne Murren und Widerstreben, freudig und willig sich die Schranken gefallen lassen, die die Gottesgebote aufrichten. Und selbst solche Menschen, die nur widerwillig, mit ohnmächtigem Krächzen die Schranken achten, die diese Schranken selbst überrennen, wollen haben, daß sie für andere bestehen bleiben. Sie wissen eben nur zu gut, wohin die Welt, wohin sie selbst kämen, wenn diese Schranken fielen.

Mein lieber Leser, du gehörst nicht zu denen, die so über die Gebote des Allweisen denken. Du freust dich und fühlst, wie wahr das ist, was ich schon einmal hier schrieb:

Herr, dein Gesetz ist meine Freude, Weil es mir klar die Wege weist, Nach denen einst mit wehem Auge Umsonst gepöht manch hoher Geist.

Herr, dein Gesetz ist meine Freude, Weil es mir laut und deutlich sagt, Was meiner Seele zarte Stimme Nur schüchtern leis zu lassen magt.

Herr, dein Gesetz ist meine Freude, Weil es mich das zu leisten zwingt, Was mir des Diesseits stiller Frieden Des Jenseits ewig Jubeln bringt.



Der Vermißte

von Karl Hubert Meyer.

Der Abend kam. Die Klänge der Abendglocken sind verhallt wie ein verklungenes Lied aus der Märchenzeit der Menschheit, wo noch nicht Streit und vernichtender Krieg die Völker gegeneinanderführte.

In manchen leidvollen Herz brachte das läche Lied der Abendglocke Trost und Frieden; doch nicht in aller Herzen. Maria Hartstein gehört zu jenen Unglücklichen, die ihre Ruhe nicht zurückfinden können, nachdem mit der Todesnachricht ihres Gatten das „Leid“ in ihr Haus kam. Und das „Leid“ ist ihr seit jener Stunde treu geblieben. Morgens, wenn sie vom Schlaf erwachte, stand es an ihrem Lager und den Tag über war es an ihrer Seite. Und wenn sie abends in die Kammer schlich, dann folgte das „Leid“ und störte durch gräßliche Träume ihren Schlaf.

Der einzige Trost, der der unglücklichen Frau geblieben, ist der kleine Herbert dessen blaue, unschuldige Kinderaugen die Mutter immer wieder mahnen zu leben und zu hoffen.

Sie saß beim matten Lampenschein über einem Buch und wollte lesen, um die quälenden Gedanken im Herzen zu vergessen. Der kleine Herbert ist in ihrem Schoße eingeschlafen. Sie hebt den Fuß auf ihren Arm und trägt ihn in sein Bett-

chen, und da sie sanft den Entschlafenen auf seine Stirn drückt, da lächelt der Kleine im Schlaf, als ob er im Traume mit den lieben Engeln beim Spiel wäre, daß selbst über das Gesicht der unglücklichen Mutter ein Hauch der Freude zog, das mußte das „Leid“ wohl gesehen haben; denn bald stellte es sich wieder ein und rief der geprüften Frau wieder ihren schweren Verlust ins Gedächtnis zurück.

Frau Hartstein rückt einen Stuhl an das Fenster ihres Zimmers und setzt sich. Drüben erheben sich in einiger Entfernung die Häuser des Dorfes, und mitten darin lag das kleine Gotteshaus mit seinem spitzgeformten Glockenturm. Und hoch darüber stand die Mondsilber, von lichtweißen Wölkchen umgeben, und sandte ihren silbernen Schein in die Abendlandschaft. Die Welt lag so still und friedlich da; nur ein leises Wehen ging durch Blume, als ob die Erde im Matenschlummer atme.

Warum kann solcher Friede nicht unter den Menschen sein? dachte Maria. Wie schön wäre dann das Leben! Warum mußte dieses grausame Morden und Verderben über die Menschheit kommen, mußte der entsetzliche Krieg die Menschen im Vernichtungskampfe wie wilde Tiere gegeneinanderbeizen? Ihre Gedanken schweiften weit hinaus über das Dorf hinüber zum Westen, und durch ihr Herz zuckte ein leises Weh.

Drüben, in der feindlichen Erde, liegt, vielleicht von Feindeshand verscharrt, ihr herzensguter Gatte, dem sie vier Jahre lang eine treue Gattin sein durfte.

In sorglosem, ungetrübtem Glück schwand ihr junges Eheleben dahin, bis an einem Sommertage die Bosanne des Krieges sie gewaltsam auseinanderriß.

Bald schon blieben die Nachrichten von ihm aus. Da meldeten die amtlichen Verlustlisten ihn als „vermißt“.

Das Wort hatte Frau Hartstein bis zu jener Tage in seiner Tragweite nicht gekannt.

Mit einem Male war nun ihre Ruche dahin. Alles Forschen und Suchen nach ihm war vergebens.

Da brachte plötzlich die Feldpost einen Brief eines Kameraden Hartsteins. Und mit diesem unglücklichen Schreiben die Gewißheit, daß Hartstein bei einem blutigen Gefecht gefallen sei. Wollte doch der Briefschreiber des Toten Erkennungsmarke aufgefunden haben. Gefunden habe man freilich die Leiche Hartsteins nicht. Vielleicht hatte ein Vortreiber seinen Körper zur Unkenntlichkeit zerschlagen. Vielleicht! Konnte nicht auch etwas anderes möglich sein?

In dem Gefecht, dessen siegreicher Ausgang manchmal auf Seiten der Deutschen, manchmal auch auf Seiten der Gegner zu sein schien, bis endlich deutsche Reserven den entscheidenden Sieg brachten, waren auch einige vom Regiment Hartsteins in französische Gefangenschaft geraten.

Wie ein Ertrinkender sich in seiner Todesnot an den geringsten Gegenstand klammert, um sein entfliehendes Leben zu retten, umschlang Marias schwache Hoffnung den entfernten, aber im Bereich der Möglichkeit liegenden Gedanken, ihr Gatte könnte mit in Gefangenschaft geraten sein.

Auch der Ortspfarrer hatte ihr diesen schwachen Hoffnungsschimmer zu erhalten und zu kräftigen gesucht, als er zu ihr kam, um ihr durch freundliche Worte Trost in ihrem Schmerz zu bringen. Der alte Herr meinte, die Aufhebung der Erkennungsmarke lasse noch nicht den unbedingten Schluß zu, daß der Inhaber derselben tot sei. Ihm selbst sei auch aus dem großen siegreichen Kriege unter dem alten Kaiser ein Fall bekannt, wo ein seit Beginn des Krieges Vermißter nach einem Jahre Krieg plötzlich heimkehrte, lange schon von den Seinen heimint und betrauert; er war ebenfalls als die Zeit hindurch gefangen gehalten und seine Familie seitens der Mitkämpfer irtümlich über seinen Tod unterrichtet worden.

Der Trost des alten Pfarrers hatte gute Wirkung. Täglich und stündlich, wenn mit Allgewalt die Sorge um ihr teuerstes das Herz der jungen Frau beschwerte, dann war es der Hoffnungsschimmer, der wie ein warmer Lichtstrahl wohlthuend durch ihren Schmerz zog. Es durfte nicht sein, daß der Himmel ihr dieses Schicksal bescherte. Es konnte nicht möglich sein,

daß ihr stetes und inständiges Beten für den Vermissten ohne Erhörung blieb, war das Los der jungen Frau erträglich. Als aber nach und nach der letzte Hoffnungsstrahl erlosch, da kam die Zeit, wo entsetzliche Verzweiflung den letzten Rest des Lebensmutes nahm.

Nur der Gedanke an den kleinen Hervort konnte sie vor dem Schlimmsten bewahren.

Ja, sie wollte aushalten wegen des armen Jungen, wollte dem Leid trotzig die Stirne bieten.

So hatte sie sich geschworen, als einmal der Tod, als er die Mutter weinend an seinem Bettchen knien sah, seine dünnen Arme um ihren Hals geschlungen und gesagt hatte:

„Mutti, mußt nicht fortgehen.“ wobei er mit seinen zarten Händchen aus ihren Augen die Tränen wischte.

Dunkler und dunkler ist es geworden. Noch immer sitzt Maria am Fenster und schaut traumverloren in den Abend.

Wählich erhebt sie sich hastig und schreitet zur Türe. Sie gewahrt vor dem Hause eine männliche Gestalt. Täuschten sie nicht ihre Sinne, so trug der Fremde eine Uniform.

Da klopf es.

Wer mag es sein?

Aus dem Dunkel des Gangflurs löst sich eine Gestalt.

Im Türrahmen bleibt der Fremde stehen, und dann streckt er der bestürzten Frau die Hand entgegen.

„Grüß Gott! Sie sind Frau Hartstein. Ich bin gekommen, Ihnen Grüße zu bestellen. Welter heiße ich. Ich stand beim Regiment Nr. ... in der Kompanie Ihres Mannes. In der heißen Schlacht bei ... gerieten wir beide in Gefangenschaft.“

„In Gefangenschaft?“ schrie Frau Hartstein fassungslos in die Rede des Feldmarxens. „In Gefangenschaft sagt Ihr? Er lebt, mein Gatte? Ist nicht tot?“

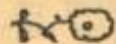
Und da der Krieger bejahend nickt und beflüßt fragt, ob denn Hartstein todsicher sei, erzählte Maria des ihr fremden Mannes rechte, rauhe Hand und erzählte ihm von jenem Brief des Kameraden, in dem Hartstein Ende berichtet wurde, und von dem schwachen Hoffnungsstimmer, daß die Meldung ein Irrtum sein könnte.

Der Krieger erzählte ihr darauf über seine und Hartsteins Gefangenahme, er selbst sei schwer verwundet in die Hände der Feinde gefallen, doch Hartstein sei gesund und befinde sich in einem Gefangenenslager in Algier.

So haben sie sich lange unterhalten, und als nachher der Krieger sich verabschiedete — er war gegen einen französischen Kriegsinvaliden ausgetauscht worden und wollte noch am selben Abend zu seinen Eltern weiterreisen — da gab ihm die immer noch bestürzte Frau trotz der Dunkelheit das Geleit und half ihm in den Zug.

Dann kehrte sie eiligst zurück. In ihr Herz ist ein Singen und Klängen eingelebt; sie fühlt, wie das Blut rascher durch ihre Adern rinnt, wie neue längst vergessene Lebensfreude sich in ihr regt. Nun wird der Vermisste wieder heimkehren.

Aus dem kleinen, schwachen Hoffnungsstimmer ist eine kühne, große Hoffnung auf eine bessere, frohe Zukunft geworden.



Glockentod

Habt ihr das Stöhnen der Glocken gehört?*)

So wehe, daß Herzen gebrochen ... Der Krieg hat uns unsere Glocken zerbrochen: Sie werden zu Waffen gegollet.

Die Glocke muß sterben, ihr Geist aber lebt, Ihr Erz und ihr Herz in den Waffen ... Es sausen die Räder, der Amboss erbebt, Und tausende Hände sie schaffen.

Die Glocke wird Bombe, die Glocke wird Wehr, Die friedliche Stimme wird Brüllen ... Im Ringen zu Lande, im Kampf auf dem Meer Die Glocken ihr Deutschland erfüllen.

W.

J. Du.

*) Das Verschlagen der Glocken auf dem Turme war weithin hörbar.

Ein edles Herz

Erzählung von Rebeatis.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung

Schreibe noch einmal, appelliere an seine Gerechtigkeit, sage ihm, wie du das Gut fandest, was du zu seiner Verbesserung getan, und wie du nicht nur durch die unglücklichen landwirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch dadurch geschädigt wurde, daß die Eigentümer des Gutes so gut wie gar nichts für dasselbe getan.

Vielleicht, daß er sich doch bewegen lände, selber einmal zu kommen. Wir fordern ja nichts Ungebührliches, darum dürfen wir auch hoffen, endlich gehört zu werden.

Ach, und dann, lieber Mann, steht nicht in diesem Jahr das Getreide ganz besonders günstig? Und wie wächst das Gras auf der Wiese, die du im Sommer mit Sand befuhrst. Die Kühe geben nach dem schönen Futter fast noch einmal so viel Milch. Ist's nicht wie ein Zeichen von Gott, daß er auf die schweren Notjahre Segensjahre folgen lassen wolle?

Und, Leopold, trotz Kummer und Sorge und Not — müssen wir es denn nicht dennoch bestimmen, daß das Irdische nicht die Hauptsache ist? Haben wir nicht gerade in schwerster Zeit den Blick nach oben richten gelernt? Wer weiß, ob sich unsere Kinder so brav und tüchtig entwickeln hätten, wenn wir im Wohlstande gewesen wären.

Gerade in der Jetztzeit, wo Einschränkungen, Entbehren und Opfer Tugenden sind, die aus der Mode gekommen scheinen, ist ihr Beiz von doppeltem Werte.

Unsere Söhne und Töchter werden uns mehr Dank schuldig sein, wenn wir sie tüchtig, fromm und bescheiden erzogen haben, als wenn wir jedem ein paar Tausend Mark hinterlassen hätten.

Wie schön Frau Rudolf war, als sie so sprach; der Adel ihres Herzens leuchtete durch ihre äußere Erscheinung! Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, und wer das weiß, und nicht nur Erdenwege, sondern auch Himmelswege wandelt, steht nicht nur für sich selber auf sicherem Grunde, er vermag auch andere emporzuziehen.

Ja, Marie, du hast recht und um deinetwillen will ich glauben, daß Gott uns nicht über unsere Kraft prüfen werde, und weiter arbeiten und beten.“

III.

Das war das richtige Erntewetter. Glühend schien die Julisonne auf das reife Feld. Da gilt es, die Sense zu führen und sein Brot zu verdienen im Schweisse des Angesichts.

Pächter Rudolf hatte gewünscht, sich verdoppeln oder verdreifachen zu können, um überall nach dem Rechten zu sehen. Wohl gönnte er seinen Arbeitern die nötige Erholungszeit, aber waren sie an der Arbeit, durften sie auch die kostbare Zeit nicht ungenutzt lassen, nicht faulselig und träge sein.

Er selbst war ihnen darin ein Vorbild — und wo er zugegen war, kam auch Lust und Kraft in das Werk — während fern von ihm die Arbeit nur zu oft stockte. Es waren gar zu heiße Julitage.

Pächter Rudolf seufzte! Wenn er jetzt einen tüchtigen Verwalter gehabt hätte, auf den er sich verlassen konnte, es wäre ihm viel Mühe und Ärger erspart worden — aber den sich zu halten, dazu fehlten die Mittel.

Auf der Wiese, bei den Heuern, traten seine Frau oder sein ältestes Tochterlein, die Ros-Marie, für ihn ein. Sie waren so geschult und so fleißig, daß sie eigentlich, mit der Hauswirtschaft schon reichlich genug zu tun hatten und über ihre Kraft sich anstrengen mußten.

Freilich halfen auch die 12jährige Annel und die 11jährige Theresel bei der Arbeit. Sie sahen nach dem Jungvieh, besorgten das Hühnervolk, schälten Kartoffeln und putzten das Gemüse, sobald sie aus der Schule heim kamen, was leider spät erst geschah, da sie einen weiten Weg bis ins Dorf hatten.

Die drei Kleinsten, Joseph, Heinz und Lisi, waren dagegen zu jung und mußten eigentlich noch selber beaufsichtigt werden, so daß bei der Arbeit nicht auf sie gerechnet werden konnte, obgleich der Joseph ein ansehnlicher Junge war.

In früheren Jahren hatte Robert, das Älteste der Kinder, dem Vater wesentliche Dienste geleistet, jetzt jedoch hatte derselbe eine Freistelle in der Klosterschule der Franziskaner, und nimmer hätte Pächter Rudolf seinen Knaben der Gelegenheit berauben mögen, seine schönen geistigen Gaben ausbilden zu können.

Sie mußten eben sehen, wie sie hier in Briktow auch so fertig wurden. Und geduldig ging der Pächter Rudolf seinem sauern Tagewerk nach, und geduldig folgten Frau und Tochter, nein, die ganze Kinderschar, seinem Beispiel. Das jüngste Kleeblatt hatte es heute allerdings gut.

Es war in den Wald geschickt worden, Erdbeeren zu sammeln, deren es noch so viele und köstliche gab, und auch die Blaubeeren und Himbeeren reiften bereits. Die Waldfrüchte aber geben lählenden Trank und erquickende Speise für die heißen, arbeitsreichen Erntetage.

Wie lustig sich das junge Volk im kühlen Waldbesgrund erging, wie eifrig sie pflückten für Kröpfchen und Töpfchen! Kinderherzen kennen das Sorgen noch nicht, ihre Tränen sind Aprilschauer, danach die Sonne um so heller lacht.

Joseph spielte den Anführer, er wußte am besten Bescheid, wo die schönsten Beeren wuchsen; er teilte auch jedem seine Aufgabe zu und sorgte dafür, daß die Geschwister regelmäßig ihre kleinen Töpfe in seinen großen leerten.

„Ordnung muß sein“, sagte die Mutter, und „fleißige Hand, geht durchs ganze Land“, der Vater; nach diesen Sprichwörtern richtete sich der kleine Feldherr.

So dauerte es auch nicht allzulange, bis sämtliche Gefäße mit den köstlichen Waldbeeren gefüllt waren. Da durfte schon das dritte Sprichwortlein auch sein Recht haben, das da sagte, daß nach der Arbeit gut ruhen ist.

Unser Kleeblatt lagerte sich höchst vergnüglich auf dem grünen Moos, langte das mitgebrachte Brot hervor und begann, mit bestem Appetit darein zu beißen.

Freilich, zum Schwätzen blieb dazwischen Zeit, ja, zuweilen zwitscherten und sangen die drei Kinder auch mit den Vögeln und ließen ein helles, lustiges Kinderlachen ertönen.

Sie ahnten nicht, daß sie beobachtet wurden, denn wo hätten sie im Wald andere Begegnung gehabt, als hier und da ein schneues Reh oder Häslein?

Briktow und sein Wald lagen so weitverborgen, fern von jeglichem Verkehr. Und doch hatte heute ihr munteres Gepolter, ihre hellen Stimmen einen Wanderer angelockt.

Da stand er, von dem Stamme einer riesengroßen Tanne geschützt und schaute auf die reizende Kindergruppe. Wenn er ein Maler gewesen wäre, er hätte sie gleich absonderten mögen, wie sie da lagerten, die beiden Jungen und das dralle kleine Mädchen — die bloßen Füße behaglich von sich gestreckt, so kinderjäh plaudernd, ob auch die dürftige Kleidung zeigte, daß sie Kinder der Armut waren.

Das Gesicht des Beobachters wurde heller und heller! So weit lag die eigene Kindheit noch nicht hinter ihm, daß er für Kinderglück kein Verständnis gehabt hätte.

Schnell trat er jetzt vor. Es war ein hübscher, junger Mann mit hellem Gesicht und freundlichen Augen, in leichten, einfachen Sommerstoff gekleidet und einen breitkrempigen Hut auf dem Kopfe.

„Grüß Gott, Kinder“, so rief er; und wenn auch die Kleinen erstaunt ausblickten, erschrocken waren sie nicht. Hurtig sprangen sie empor und grüßten wieder; und als der Fremde, auf die gefüllten Töpfe zeigend, fragte, ob er für Geld und gute Worte wohl etwas von ihrem Inhalte haben dürfe, da boten sie ihm sogleich die prächtigsten der Beeren an.

„O, es gibt hier so viele“, sagte Joseph, „essen Sie sich immerhin satt, wir pflücken gleich noch dazu.“

(Fortsetzung folgt.)